



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Namen, Nachrichten, Notizen**

**Universität Paderborn**

**Paderborn, Nr. 1.1980 - 15.1983**

Reden

**urn:nbn:de:hbz:466:1-8593**

# Eine gehaltene Rede

*Schönes Bild (Foto v. von der Einweihung des Neubaus Walpurg 84.)*



Meine sehr verehrten Damen, meine Herren, liebe Freunde, ich bin Ihnen allen und besonders dem ungarischen P.E.N. Club dafür dankbar, daß ich hier sprechen kann. Hier, das heißt an einem Ort, den ich liebe, bei einem Volk, das in Europa schon einmal in der Geschichte beispielgebend ist, in einem Land, das weder Zentrum noch — nach dem Tode von Georg Lukács — Kopf; aber vielleicht das treue und fröhliche Herz unseres alten Kontinents ist.

Ich rede hier als Vertreter jener marginalen neuen Intelligenze teleologischer Richtung, die mein Kollege György Konrad in seinem Buch analysiert hat. Für diese Gruppe entsteht irgendwann eine Lage (in der Lage), wo es unvermeidbar ist, sich ethisch zu entscheiden, vielleicht die individuellen Interessen und die der Klasse, des redistributiven Standes, die uns leben läßt, zu überschreiten.

Ich mache also einige wenige Bemerkungen usw. zu einer „Ethik der Ästhetik“ als „Ästhetik des Widerstands“ und dies als Möglichkeit für Kunst.

In Zeiten geschlossener Kulturen gibt es nur einen Hintergrund auf dem Geschichte sich entwirft. Geschichte selbst wird hier verstanden aus plaisir de Dieu, als der Roman Gottes.

Mit der Durchsetzung des Bürgers als geschichtsbestimmender Macht ermöglicht dessen Diesseitigkeit zahllose individuelle Romane. Der Roman wird — wie Lukács gezeigt hat — die typische bürgerliche Lite-

raturform zur klassengemäßen Sinnerklärung der Welt.

Wissenschaft dient demgegenüber der kollektiven Bemeisterung des Lebens. Kunst wie Wissenschaft sind letzten Endes eingebunden in den Zusammenhang wirtschaftlichen Tuns, das Werte schafft und deshalb politisch nicht legitimiert zu werden braucht.

Nun hat geschichtlich sehr bald die Trennung der privaten wirtschaftlichen von der öffentlichen verwaltenden Sphäre, des Bürgers vom Staat die Einheit und Totalität der revolutionären bürgerlichen politischen Kultur zerstört.

In dieser Lage verharren wir. Aber es zeigt sich ein Weg, der gleichzeitig ein literarischer Stil ist, zur Einheitlichkeit der Kultur zurückzukehren. Peter Weiss hat diesen Stil und diese Methode „Ästhetik des Widerstands“ genannt. Erzählend setzt er die Vergangenheit in die Zukunft, um die Gegenwart zu erreichen, stellt er das Heute im Gestern wieder her. Indem die bezahlte, die immer für Macht in Dienst genommene Kunst von den Heroensagen bis zu Brecht die Tatsache der Unterdrückung bestätigt, überschreitet sie den Sinn von Weihe und Feier, von Legitimation und Unterdrückung.

Sie verweist auf die dauernde aber unausgeschöpfte Möglichkeit, daß Kunst und Literatur zur alltäglichen politischen Kultur wird, indem sie die Massen ergreift. Heute ist zu leisten die Verknüpfung von Arbeit und Kunst, von Kunst und Revolution, in-

dem die bisherige Geschichte der Kunst zur übernommenen Geschichte der politischen Kultur des Sozialismus wird. Dies ist Schwarzarbeit im Sinne von Horazti.

Dies entspricht Einsichten, die die Wissenschaft von der Gesellschaft, mein Fach, erst langsam ableiten. Es muß, Marx' Ansätze begreifend, klar werden, daß die Natur des Klassenverhältnisses nicht nur durch die ökonomischen Bedingungen, durch die Chancen der Akkumulation determiniert wird. Ebenso bestimmend wirkt das Bild, das sich die Gesellschaft durch die Kunst von ihrer Fähigkeit macht, auf sich selber im Sinne politischer Kultur einzuwirken.

Ästhetik des Widerstandes bedeutet wirklich Kampf durch literarische Verarbeitung historischer Realität in Beziehung zur Gegenwart. Anders gewendet: die Entschlüsselung von Herrschaftsgeschichte wird in der Kunst als Voraussetzung der Aufhebung von Herrschaft aktualisiert.

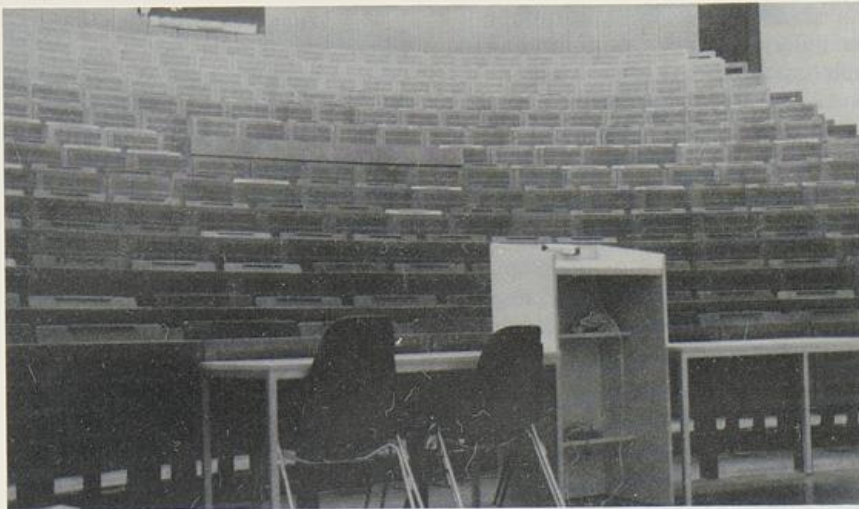
Dies hört sich vielleicht großartig an. Aber ich spreche von stiller, bewußter, hartnäckiger, verändernder, ja revolutionärer Tätigkeit. Und wiederhole es mit Walter Benjamin: es kommt darauf an, das Mißlungene an der Geschichte künstlerisch wahr zu machen, aus einem vergangenen Imperativ ins Futur zu übersetzen und daraus lebendige Gegenwart mit alltäglichen Konsequenzen zu machen.

Dies zur Methode gemacht führt zu Stil. Auch in der Literatur ist Stil Voraussetzung wie Konsequenz von Kultur. In einer Zwischenzeit der Kultur könnte diese Methode zu einem Überlebensstil für Literatur werden. Es gibt die Geschichte vom chinesischen Maler, der einen Weg gestaltet, den er am Ende selber betritt, um in seinem Bild zu verschwinden.

Umgekehrt ist es bei diesem Überlebensstil für Literatur, bei der Ästhetik des Widerstandes. Von ihm ist zu erwarten, daß er seine fernwirkenden Voraussetzungen für eine demokratische politische Kultur, schon jetzt dialektisch und voltigierend mit sich führt.

Frank Benseler

# Eine „ungehaltene Rede“



Wenn es wahr ist, daß wir in dem Maße altern, als die Zahl unserer Erinnerungen zu-, die Zahl unserer Hoffnungen aber abnimmt, so muß ich im Rückblick auf die Art und Zahl der Ehrungen, die ich — offiziell und bewegender noch persönlich — erfahren durfte aus Anlaß der Vollendung meines 60. Lebensjahres, bekennen, daß ich mich zur Hoffnung geradezu verpflichtet fühle, um wenigstens noch einen geringen Teil dessen einzulösen, was mir in wohlwollender Übertreibung angerühmt wurde. Dabei ist mir vor anderem wertvoll zu wissen, daß ich auf die ermutigende Mitarbeit meiner Kollegen und auf die konstruktive Kooperation der Mitarbeiter und Kommilitonen rechnen darf. So sehr aber der élan vital der Hoffnungen den Blick ungeduldig in die Zukunft weist, so naheliegend ist zunächst mein herzlicher Dank an alle, die mir den Übertritt ins neue Lebensjahrzehnt erleichtert haben und für alles, was mir als Zeichen der Verbundenheit zudedacht worden ist.

Vor allem danke ich meinem Kollegen Gerd Michels, der in eindrucksvoller Selbstlosigkeit die beträchtliche Last der Vorbereitung und Herausgabe einer „Festschrift“ auf sich genommen hat. In diesen Dank eingeschlossen sind die Beiträge,

deren Namen den Rang dieser Festschrift verbürgt und die durch ihre Beiträge auch mich unmittelbar geehrt haben. (Und natürlich ist eingeschlossen auch unsere Universität für die großzügige Bereitstellung von Mitteln für den repräsentativen Druck des Buches.) Dank auch dem Gründungsrektor, der mir am 12. Mai das 1. Exemplar der Festschrift mit herzlichen Worten der kollegialen Verbundenheit überreichte. Dank dem Dekan des FB 3 und allen Kollegen, die in der kleinen Feierstunde in ihren Ansprachen des Anteils gedachten, den ich über die 20 Jahre hinweg an der Entwicklung unserer Hochschule genommen habe und die mir bestätigten, daß mein Leitmotiv: „Du sollst dich nicht vorenthalten“ (Martin Buber) nicht nur theoretisches Postulat, sondern wahrnehmbare Wirkungsintention geworden ist. Daß wir in geistigen Spannungen stehen und lehren, ist für uns und für die Institution Universität nur gut, daß aber die Kollegialität alle Züge einer menschlichen Freundschaft trägt, ist nicht selbstverständlich und ein Ausdruck der lebendigen Bezogenheit so vieler verschiedener Kollegen in unserer Hochschule. „Ein tiefer Mensch braucht Freunde, es sei denn, daß er noch seinen Gott habe — und ich habe weder Gott noch

Freunde“, schreibt Friedrich Nietzsche in einem seiner Briefe.

Das Bewußtsein, Freunde zu haben, ist für mich ein besonderer Grund zur Dankbarkeit und macht mir das Wirken in Lehre und Forschung leicht.

Dank gebührt aber auch meinem Kollegen Wolfgang Kühnhold, der seit 10 Jahren die Arbeit an und mit unserer „Studiobühne“ so überaus erfolgreich fortgeführt hat. Dank allen, die bei der Uraufführung meiner vier Einakter mitgewirkt haben, Dank den Aktiven und dem Förderkreis der Studiobühne für das kostbare Geschenk der Schiller-Silhouette aus des Dichters Lebenszeit!

Ich weiß, daß die Resonanz, die ich an meinem 60. Geburtstag erfahren durfte, solchen Gaben gilt, die man nicht aus Eigenem entwickelt, sondern die man als verpflichtendes Geschenk erhält. Mitzuwirken an der Aufgabe, daß der Mensch und die Gesellschaft menschlicher werde, das bleibt der Grund für alle künftige Aktivität, und die Freude des Wirkens liegt in der Zuversicht, daß der Grund aller Hoffnung untrennbar zusammenhängt mit dem Ziel dieser Hoffnung.

Friedrich Kienecker